Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 43. 1898.

Vor der Pistole.

Erzählung von **A. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Blume zwang sich, heiter zu thun. „Ja, ja, der Dienst ist etwas Unausstehliches und greift störend in alle Poesie ein; die Offiziere, die in Theaterstücken und in Romanen vorkommen, haben natürlich nie Dienst, sie haben täglich vierundzwanzig Stunden Zeit, Süßholz zu raspeln, den Damen die Kur zu machen und allerlei Heldenthaten zu verüben. In Wirklichkeit ist die Sache anders. Wir zum Beispiel, mein Schatz, wir müssen fort; ich freue mich, daß ich zufällig Paul hier getroffen habe; wir müssen schleunigst zum Offizierskasino, es ist heute Kriegsspiel, und so harmlos der Name klingt, so bedeutet es doch Dienst."

Martha verabschiedete sich zärtlich von Bruder und Bräutigam, dann gingen die Beiden schweigend nebeneinander her bis zum Kasino, wo das Kriegsspiel stattfand. — Als sie vor der Thür waren, sagte Blume plötzlich: „Ich möchte Dich heute Abend gegen elf Uhr noch in Deiner Wohnung sprechen, willst Du mich erwarten?"

„Ja, ich erwarte Dich bestimmt; ich werde meinen Burschen anweisen, das Haus offen zu halten."

Sie betraten im nächsten Augenblick das Gebäude, in dem das Kasino sich befand, und verschwanden hinter einer Thür, hinter der man schon lautes Stimmengewirr hörte. — — —

Das königliche Residenzschloß in Dresden. (S. 340)

Nach einer Photographie von F. & O. Brockmann's Nachf. A. Tamme in Dresden.

Es war nach elf Uhr Abends, als Blume in Civilkleidung die Wohnung seines zukünftigen Schwagers und Duellgegners betrat. Er wartete, bis der Bursche das Zimmer verlassen hatte, und begann dann mit gedrückter Stimme: „Paul, jedenfalls hat man Dir dasselbe mitgetheilt wie mir. Die Konferenz der Stabsoffiziere hat beschlossen, daß das Duell zwischen mir und Dir stattfinden muß. Man war sich darüber nicht einig, ob dasselbe jetzt schon geschehen solle, wo Du als Offiziersaspirant in einem anderen Verhältniß zu mir ständest, als früher; um aber nach keiner Richtung hin einen Fehler zu machen, hat man sich schließlich dahin geeinigt, daß das Duell drei Tage nach Ablauf Deiner jetzigen Dienstzeit, also in ungefähr vierzehn Tagen stattfinden solle. Der Oberst hat mir mein Ehrenwort abgenommen, daß ich mich auf dieses Duell nur einlasse, wenn dabei auch wirklich die Absicht eines Zweikampfes herrscht, das heißt, ich bin verpflichtet, unter allen Umständen auf Dich zu schießen. Man hat dasselbe auch von Dir gefordert?"

Kramer nickte.

Nach einer Pause fuhr Blume fort: „Unser Schicksal ist also unabänderlich: in vierzehn Tagen werden wir auf fünf Schritte einander gegenüber gestellt und sind verpflichtet, aufeinander zu zielen und zu schießen. Es ist vorauszusehen, daß wir Beide fallen, entweder schwer verwundet oder todt. Ob die Sache unsittlich ist oder nicht, darüber haben wir nicht zu entscheiden. Unsere Kameraden und die Ehrengesetze unseres Standes verlangen die Sühne; wir müssen die Pflichten des Standes auf uns nehmen, wenn sie uns auch noch so schwer fallen. Aber ich kann mich dem nicht willenlos unterwerfen. Wenn das Duell stattfindet, so gibt es auf alle Fälle drei Unglückliche. Warum soll nun nicht Einer die Sache auf sich nehmen, und es den beiden Anderen überlassen, glücklich zu werden, durch ein Opfer, das er ihnen bringt? — Derjenige, der sich am leichtesten opfern kann, bin ich. Es ist fatal genug, über Geldangelegenheiten und Vermögensverhältnisse zu sprechen, aber hier muß davon geredet werden. Du weißt, meine Schwester ist gänzlich unvermögend. Sie hat die Aussicht auf ein glückliches und sorgenloses Leben an Deiner Seite; Du bist jung und lebenslustig, Du liebst meine Schwester, und sie liebt Dich wieder. Ihr sollt Beide glücklich werden, denn ihr habt Beide ein Anrecht auf dieses Glück; ich dagegen bin die direkte und indirekte Veranlassung zu der verzweifelten Lage, in der wir uns jetzt befinden; ich habe Dir damals im Biwak Unrecht gethan, und daraus ist die ganze Sache entstanden. Nun werde ich Dir etwas sagen und bitte Dich, meinen Vorschlag anzunehmen. Ich werde meinen Abschied einreichen, bevor Deine Dienstzeit zu Ende ist und dann erklären, daß es mir nicht mehr einfällt, auf die Bedingungen des Duells einzugehen. Man wird mich darauf für einen Feigling erklären, und ich werde das auf mich nehmen müssen, denn mir bleibt eben nichts Anderes übrig. Ich werde meine Heimath verlassen und mir jenseits des Ozeans ein neues Dasein schaffen. Denke nach, so viel Du willst, Du wirst keinen anderen Ausweg finden."

Eine lange, peinliche Pause entstand, dann sagte Kramer mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Du hast Recht — das wäre der einzige Ausweg. Aber, Benno, ich kann von Dir ein solches Opfer nicht annehmen. Meine Ehre, mein Stolz gestattet das nicht. Du bist mit Leib und Seele Soldat, Du hast nie einen höheren Beruf gekannt, als den, Offizier zu sein, Du hast als Deinen einzigen Besitz und als Dein höchstes Gut Deine Ehre betrachtet und diese Ehre gewahrt um jeden Preis, indem Du jeden Augenblick bereit warst, für dieselbe Dein Leben einzusetzen; Du gehörst zu den Offizieren, von denen man mit Recht behauptet, daß sie Carrière machen werden. Und das Alles willst Du fortwerfen? Stand, Stellung, Existenz, Ehre, Heimath, Zukunft, das Alles willst Du opfern und glaubst, ich würde dieses Opfer annehmen?"

„Ich danke Dir für Deine Worte," entgegnete Benno mit zu Boden gesenktem Blick, „aber wir kommen damit nicht weiter; mach' mir einen besseren Vorschlag, und ich bin bereit, darauf einzugehen."

„Nun," erklärte nach einigem Zögern Kramer, „die Sache ist doch einfacher, wenn ich das Opfer auf mich nehme. Man hat mir allerdings erklärt, daß meine Wahl zum Reserveoffizier vom Austrag des Duells abhängig gemacht wird, und kommt das Duell nicht zu Stande, so werde ich nicht Reserveoffizier und etwas anrüchig in der Gesellschaft, aber —"

„Etwas anrüchig, sagst Du," unterbrach Blume lebhaft den Freund, „sage nur, Du bist ein Verlorener in der Gesellschaft! Du weißt, wie man gerade in unserer Provinz über derartige Sachen denkt. Fast sämmtliche Leute, mit denen Du in der Gesellschaft Umgang hast, stehen mit der Armee direkt oder indirekt in irgend einer Verbindung, und Du weißt, wie schonungslos man Diejenigen verurtheilt, welche versuchen, an althergebrachten, durch das Herkommen sanktionirten Gebräuchen und Verpflichtungen zu rütteln. Die Sache geht aber noch viel weiter. Wenn Du die Satisfaktion verweigerst und Dich in einem gewissen Sinne dadurch ehrlos machst, so ist Dein Opfer doch umsonst gebracht; meine Schwester kann dann Deine Gattin nicht werden, oder ich bin ebenfalls gezwungen, meinen Abschied zu nehmen. Du siehst also, es bleibt immer dasselbe Resultat, nur gibt es bei meinem Vorschlag ein Opfer und bei Deinem drei; drehe die Sache, wie Du willst, sie wird nicht anders. Auch bin ich ja zu dem Opfer verpflichtet, ich habe das ganze Unheil angerichtet!"

„Und ich erkläre Dir," sagte Kramer, „daß ich dieses Opfer von Dir unter keinen Umständen annehme — unter keinen Umständen!"

Blume lächelte. „Und wie willst Du mich daran verhindern?"

Kramer war aufgestanden, und sein Gesicht glühte vor Aufregung. „Glaubst Du denn, ich würde mit Martha je ein reines Glück genießen, wenn ich auf Deinen Vorschlag einginge? Niemals! — Ich gebe Dir hiermit mein Ehrenwort, daß ich an dem Tage, an dem Du Dich opferst, meinem verfehlten Leben ein Ende mache!"

Blume erhob sich, warf noch einen langen Blick auf seinen Gegner und verließ dann wortlos das Zimmer und das Haus.

7.

Es war ein etwas trüber Morgen, als in dem großen Wald, der ungefähr eine Meile von der Garnisonstadt entfernt liegt, sich gegen fünf Uhr zwei Gruppen von Leuten trafen, die aus verschiedenen Richtungen gekommen waren. Es war dies eine Anzahl berittener Offiziere, deren Pferde etwas seitab von den Burschen gehalten wurden; dort hielt auch eine Kutsche. Die andere Gruppe war in zwei Wagen gekommen, und nun traf man sich auf einer kleinen Waldblöße, welche weitab von der Straße lag, die durch den Wald zog. Auf der einen Seite waren es Kramer in Civil mit seinem Sekundanten Döring und einem Arzt, der gleichzeitig als Zeuge diente, auf der anderen Seite war es Blume mit seinem Sekundanten Kreyßig und einem Militärarzt, der in der Kutsche gekommen war, um eventuell seinen verwundeten Klienten nach der Stadt zurücktransportiren zu können. Als Unparteiischer fungirte der Hauptmann v. Seyffenbarth.

Die Burschen brachten die Verbandkasten und zwei Pistolenkasten herbei, von welch' letzteren jeder ein Paar gezogener Pistolen enthielt.

Seyffenbarth sah sich den Stand der Sonne an, der allerdings bei der trüben Witterung wenig bei dem Duell in Betracht kam, dann maß er fünf Schritte ab, und die Sekundanten bezeichneten die Endpunkte durch Baumäste, die sie niederlegten.

Man hatte sich begrüßt, wie dies bei solchen Vorkommnissen üblich ist, höflich und kühl; Kramer und Blume hatten sich einen eigenthümlichen Blick zugeworfen, dann sprach aber Jeder mit dem Arzt, während die Sekundanten und der Unparteiische bei Seite getreten waren.

„Meine Herren!" sagte der Hauptmann v. Seyffenbarth, „wir wollen wählen, welches Paar Pistolen benutzt wird. Ich habe hier ein Geldstück mit Kopf und Wappen; Ihre Pistolen, Herr Döring, sind Kopf, Ihre Pistolen, Herr Kamerad Kreyßig, Wappen!"

Er warf das Geldstück in die Höhe und ließ es fallen. „Wappen liegt oben. Es werden also Ihre Pistolen benützt, Herr Lieutenant Kreyßig. Ich werde die Pistolen laden, stellen Sie unterdeß die Herren auf ihre Plätze!"

Sorgfältig mit Füllmaß, Kugelbeutel und den Hilfsinstrumenten hantirend, lud Hauptmann v. Seyffenbarth sachverständig die Pistolen, setzte auf jede derselben ein Zündhütchen und ließ dann den Hahn vorsichtig wieder herunter. Unterdeß waren die beiden Gegner einander gegenüber gestellt worden, und dicht neben sie traten die Sekundanten.

Hauptmann v. Seyffenbarth überreichte jedem der Sekundanten eine Pistole, nachdem er die beiden Waffen auf den Rücken gehalten und Döring gefragt hatte, ob er die Waffe in der rechten oder linken Hand wünsche.

Dann räusperte sich Seyffenbarth, der sich in der Mitte zwischen den beiden Paaren aufgestellt hatte, und erklärte: „Es ist üblich und auch durch die Duellvorschriften gewissermaßen festgesetzt, daß vor Beginn eines Duells gefragt wird, ob nicht eine Aussöhnung der beiden Gegner möglich ist; die eigenthümlichen Umstände, unter denen dieser Zweikampf stattfindet, verbietet indeß diese Fragestellung, und so habe ich den beiden Gegnern nur mitzutheilen, daß ihnen jetzt die Pistolen überreicht werden. Auf das Kommando „eins!" ist der Hahn zu spannen, auf das Kommando „zwei!" ist anzulegen, auf das Kommando „drei!" zu feuern. Ich brauche mich wohl nicht dabei aufzuhalten, zu erklären, daß ein zu frühes Feuern ungiltig ist. Ich bitte die Herren Sekundanten, dem Gegner die Pistole zu übergeben und sich zurückzuziehen."

Die Sekundanten traten weit zurück, und auch Seyffenbarth ging zehn Schritte zurück.

Mit der Waffe in der Hand standen sich Blume und Kramer gegenüber. Sie tauschten noch einmal einen langen, eigenthümlichen Blick.

„Achtung!" kommandirte Seyffenbarth. Dann: „Eins!"

Die Gegner hoben die Pistolen hoch und spannten die Hähne.

„Zwei!"

Die Gegner legten aufeinander an.

Es vergingen einige Sekunden, dann schrie Hauptmann v. Seyffenbarth laut: „Drei!"

Zwei Schüsse krachten fast gleichzeitig; zwei dünne Pulverwölkchen trieb der Wind seitwärts.

— — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später verließen drei Wagen, denen eine Anzahl berittener Offiziere folgte, den Wald und fuhren der Garnisonstadt zu. Hauptmann v. Seyffenbarth befand sich unter den Offizieren, die den Wagen folgten; er bog gleich am Eingang der Stadt ab, um die Kaserne zu erreichen, die etwas außerhalb des Hauptkomplexes der städtischen Gebäulichkeiten stand.

Als er in den Kasernenhof geritten kam,

sah er die Mannschaften seiner Compagnie wieder in zwei langen Gliedern auseinandergezogen. Es fand einer der beliebten Stiefelappells statt. Der Feldwebel wollte Seyffenbarth das Pferd halten, damit dieser absteigen könne, aber er wehrte ab mit den Worten: „Lassen Sie nur, Feldwebel! Die Sache geht auch so."

Dann befahl er: „Stiefel in die Hand!" und ritt langsam am ersten und dann am zweiten Gliede vorüber, um sich ganz oberflächlich die Stiefel anzusehen. Dann befahl er: „Rechts angeschlossen! Marsch! Marsch! — Aufgeschlossen! Zum Kreise rechts und links schwenkt, marsch!"

Hauptmann v. Seyffenbarth setzte sich auf seinem Braunen zurecht und schien mit etwas zu kämpfen, was ihn verhinderte, ohne Weiteres zu sprechen. Endlich begann er:

„Ich habe heute den letzten Appell bei meiner Compagnie abgehalten. Zwingende Gründe veranlassen mich, heute noch meinen Abschied zu erbitten, und wahrscheinlich werde ich euch nur noch wiedersehen, um die Compagnie meinem Nachfolger zu übergeben. Acht Jahre lang habe ich diese Compagnie geführt, viele hundert Mann habe ich ausgebildet, und ich hoffe, man wird mir jetzt, wenn ich gehe, nicht nur nachsagen, daß ich meine Pflicht gethan, sondern auch, daß ich Gerechtigkeit geübt habe, nach bestem Wissen und Gewissen. So nehme ich denn Abschied von der Compagnie und wünsche euch alles Gute. Ich danke Ihnen, Feldwebel, und den Unteroffizieren, die Sie mich in meiner Thätigkeit unterstützt haben, und ich danke auch allen Mannschaften. Vergeßt mich nicht und vor Allem — vergeßt eure Stiefel nicht! Stiefel sind das Hauptsächlichste, was der Soldat braucht, ich habe es euch ja oft genug gesagt. Und nun Gott befohlen! Oeffnet den Kreis! — Marsch! — Halt! — Front! — Guten Morgen, Compagnie!"

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!" antwortete die Compagnie wie aus einem Munde.

Hauptmann v. Seyffenbarth warf noch einen langen Blick auf seine Mannschaften, dann fuhr er sich mit der Hand über beide Augen, riß sein Pferd herum und jagte davon.

* * *

Es war am Nachmittag, als Seyffenbarth in voller Gala das Haus des Regimentskommandeurs aufsuchte und sich bei diesem melden ließ. Der Oberst war sehr vergnügt, als er den Hauptmann sah, und rief ihm entgegen: „Ah, Herr Hauptmann! Sie kommen, mir Mittheilung zu machen über den Ausgang des heutigen Duells? Nun, ich habe es natürlich schon erfahren, daß die Sache sehr gut abgelaufen ist. Keine Verwundung, nichts! Die beiden Herren haben sich eben nicht getroffen, was ja bei der allgemeinen Aufregung und beim Schuß auf Kommando kein Wunder ist. Ich kann Sie versichern, ich bin selber froh, daß die Geschichte vorüber ist; das ist ja ein Resultat, wie wir es kaum zu hoffen wagten. — Es ging doch Alles richtig zu, Herr Hauptmann, nicht wahr? Sie gestatten mir diese Formalitätsfrage."

„Jawohl, Herr Oberst!" versetzte Seyffenbarth, „und ich bitte um meinen Abschied. Ich habe hier mein Abschiedsgesuch aufgesetzt und wollte den Herrn Oberst ersuchen, es möglichst zu befürworten. Gleichzeitig bitte ich um Dispensation vom Dienst von heute ab bis zum Eintreffen des Abschieds."

Der Oberst war ganz verblüfft.

„Aber, liebster Herr Hauptmann, weshalb denn? Woher dieser plötzliche Entschluß? Sie sind doch noch sehr gesund, ein Mann in den besten Jahren, Sie stehen dicht vor dem Bataillonskommandeur, und nun plötzlich dieser Entschluß? — Sie haben auch, so viel ich weiß, kein Privatvermögen, und nun wollen Sie sich mit Ihrer kleinen Pension vom Dienst zurückziehen? Da muß irgend etwas dahinter stecken. Wollen Sie sich mir, Ihrem älteren Kameraden, nicht anvertrauen?"

„O gewiß!" sagte Seyffenbarth mit einem Seufzer, „ich habe mich einer unverzeihlichen Nachlässigkeit schuldig gemacht, die es mir nicht erlaubt, noch länger mit Ehren des Königs Rock zu tragen. Ich habe vergessen, heute bei dem Duell Kugeln in die Pistolen zu laden, und mein Versehen erst bemerkt, als das Duell vorüber war, und ich in meiner Rocktasche die beiden Kugeln vorfand. Ich habe darüber geschwiegen, weil die Sache ja doch nun vorbei ist und aus der Welt geschafft sein soll, aber vor Ihnen, Herr Oberst, kann ich nicht schweigen, und da dies ein Versehen ist, das mir falsch ausgelegt werden könnte, da man annehmen könnte, ich hätte absichtlich keine Kugeln hineingeladen, so nehme ich lieber die Folgen auf mich und bitte um meinen Abschied."

Der Oberst trat heran und legte beide Hände auf die Schultern des Hauptmanns, lange sah er ihn an, dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Sie sind ein braver Mann, Seyffenbarth! Ihren Abschied muß ich, wenn Sie darauf bestehen, zwar annehmen, aber halten Sie es nicht für besser, wir machen die Sache nicht zu rasch? Wir lassen einige Zeit darüber verstreichen."

„Nein, nein!" sagte Seyffenbarth, „es geht nicht, Herr Oberst! Ich bin in einen Zwiespalt gerathen zwischen meinem Gewissen und meiner Offiziersehre, und da komme ich nicht heraus. Mein Gewissen verbot mir, Helfershelfer zu sein bei einer Sache, durch welche drei Menschen unglücklich wurden ohne zwingende moralische Motive. Meine Offiziersehre aber zwingt mich, die Folgen meines inkorrekten Verhaltens bei dem Duell zu tragen, indem ich meinen Abschied einreiche. Ich bitte also nochmals, mein Gesuch zu befürworten und mich von heute ab vom Dienst zu dispensiren."

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist," sagte der Oberst; „Sie sind vorläufig vom Dienst dispensirt, Herr Hauptmann!"

Seyffenbarth verbeugte sich und ging hinaus.

Der Oberst aber setzte sich hin, um ein langes Schriftstück zu entwerfen, dem er das Abschiedsgesuch des Hauptmanns v. Seyffenbarth beifügte. — — — — — — — —

Acht Tage später wurde der Regimentskommandeur plötzlich zum Landesherrn berufen; er trat einen achttägigen Urlaub an, und Major Stolle führte stellvertretungsweise das Regiment.

8.

Die Hähne hatten den Morgen angekräht, und es war kaum Reveille geblasen worden, als sich in der Morgendämmerung eine Anzahl von Verschworenen vor der Hauptwache versammelte. Es war die Regimentskapelle, die irgend welche heimlichen Sachen vorhatte, und deren Mitglieder sich binnen einer Viertelstunde vollzählig vor der Hauptwache eingefunden hatten. Es erschien auch der Kapellmeister oder, wie es offiziell heißt, Stabshoboist, er ertheilte noch einige Instruktionen und dann begab sich die „Musikbande" unter seiner Führung auf Seitenwegen nach dem Hause des Obersten. Vorsichtig schlich sich die Kapelle durch den Hausflur bis nach dem Hof, und geräuschlos wurde sie hier von ihrem Dirigenten in Ordnung aufgestellt.

Die Hoboisten stellten ihre zusammenklappbaren eisernen Notenpulte vor sich auf, legten auf dieselben die Noten nieder, und einige Augenblicke später ertönten die mächtigen, getragenen Klänge eines Chorals.

Wie es lebendig wurde im Hause und in der Nachbarschaft! An allen Fenstern erschienen die Leute, die anscheinend aus dem Schlaf geblasen waren, denn es war kaum nach sechs Uhr Morgens. Besonders die edle Weiblichkeit nahm nicht einmal auf die wenig salonfähige Toilette Rücksicht, in der sie sich meist befand, und lugte hinter Fenstergardinen und Jalousien hinaus nach der Musik, die nach dem Choral einen lustigen Marsch spielte. Nach dem vierten Stücke erschien der Oberst selbst im Hofe, dankte dem Dirigenten und den Musikern für das Ständchen, das sie ihm brachten, und nahm die Glückwünsche des Kapellmeisters entgegen.

Mit einigem Schmunzeln gestattete er, daß sich der Kapellmeister die erste Klasse des Hausordens ansah, die der Oberst neu verliehen auf der linken Brust trug und um welcher Auszeichnung willen man ihm das Ständchen gebracht hatte. Darauf fragte er den Kapellmeister, ob er weiterginge, und als ihm dieser einen Namen nannte, schmunzelte der Oberst und sagte:

„Blasen Sie ihn nur ordentlich aus den Federn! Ich glaube, er schläft heute sehr fest."

Die Musik spielte zum Schluß den üblichen Galop und zog dann weiter nach dem Hause, in dem Seyffenbarth wohnte. Hier vollzog sich dieselbe Feierlichkeit, aber erst nach dem fünften Stück kam der Bursche herunter und sagte dem Kapellmeister: „Der Herr Major lassen bitten!"

Dann ging der Kapellmeister hinauf und trank trotz der frühen Morgenstunde mit dem Major und persönlichen Adjutanten des Landesherrn Seyffenbarth eine Flasche Ungarwein, als ob dies sein gewöhnlicher Morgenimbiß wäre. Dann machte sich die Kapelle auf die Beine und zog weiter, um dem neuernannten Reservelieutenant Kramer auch ein Ständchen zu bringen. Und damit war ihre Aufgabe am Tage noch lange nicht erschöpft. Sie mußte das erste Bataillon zum Exerzieren hinaus- und hereinblasen, sie mußte Mittags Parolemusik machen und hatte Abends noch die Hochzeitsmusik für Kramer und Martha Blume zu stellen.

Auf der Parole ging es außerordentlich lebhaft her, sämmtliche Offiziere hatten sich eingefunden, und Alle in Gala, der Oberst mit der neuen Dekoration, der ehemalige Hauptmann v. Seyffenbarth nicht nur mit den Majorsepauletten, sondern auch mit den silbernen Achselschnüren um die rechte Schulter und den breiten rothen Generalsstreifen in den Beinkleidern, beides Abzeichen des persönlichen Adjutanten des Landesherrn. Dann der neuernannte Hauptmann Kreyßig, der die Compagnie Seyffenbarth's übernahm, und außerdem, um sich als „befördert zum Lieutenant" vorzustellen, der neugebackene Reservelieutenant Kramer. Nach der Parole gingen die Offiziere nach dem Kasino, um dort ein wenig zu frühstücken, dann erfolgte eine Stunde später der Aufbruch zur Kirche, wo im Beisein des gesammten Offiziercorps die Trauung des Reservelieutenants Paul Kramer und des Fräulein Martha Blume stattfand.

Im Offizierskasino fand auch die Hochzeitsfestlichkeit statt, und daß sie glänzend verlief, wird wohl Niemand bezweifeln. Während der Festtafel passirte ein etwas komischer Zwischenfall, und zwar durch den jetzigen Major und persönlichen Adjutanten des Landesherrn v. Seyffenbarth. Man sollte es nicht glauben, daß ein so bedeutender Redner wie Seyffenbarth stecken bleiben könne, und doch passirte es ihm, wahrscheinlich weil er einseitiger Spezialist und nur auf *eine* Rede dressirt war.

Nachdem nämlich eine ganze Menge von Toasten auf das Brautpaar ausgebracht worden war, erhob sich auch Major v. Seyffenbarth und sprach auf die Kameradschaftlichkeit. Es war zum größten Theil nicht verständlich, was er von „Opferwilligkeit" sprach, zu welcher jeder Kamerad verpflichtet sei, wie auch Derjenige, der ein Opfer bringe, sich befriedigt fühlen könne, wenn er wisse, eine gute That vollbracht zu haben; wie aber durch besondere Güte manchmal ein solches Opfer nicht nothwendig sei. Die

Rede schien herzlich gut gemeint, aber sie war allgemein unverständlich; das war wohl auch der Grund, weshalb der Regimentskommandeur den neuen Major so eigenthümlich ansah, als dieser einmal zu ihm herüberblickte, und dieser Blick brachte Seyffenbarth wieder in Verlegenheit, er fing an zu stottern und verlor vollständig den Faden seiner Rede. Er wiederholte dreimal hintereinander die Worte: „und so ist es die hauptsächlichste Pflicht eines Soldaten," dann flog es plötzlich wie Sonnenschein über sein Gesicht, und mit gehobener Stimme fuhr er fort: „Die erste Pflicht des Soldaten aber ist, seine Stiefel in Ordnung zu halten. Ein Soldat ohne Stiefel ist kein Soldat und weniger werth als wie Stiefel ohne einen Soldaten, weil diese Stiefel von einem anderen Soldaten angezogen werden könnten."

Wie eine Lokomotive, die sich verfahren hat und endlich wieder das richtige Anschlußgeleise findet, gab Seyffenbarth „voll Dampf" und hielt an der Hochzeitstafel die Stiefelrede, die er in der letzten Zeit hatte unterdrücken müssen.

Er brachte die Rede aber nicht zu Ende, denn es brach eine derartige stürmische Heiterkeit aus, daß er sich ganz verblüfft niedersetzte. Er wurde erst wieder vergnügt, als die junge glückstrahlende Frau ihn ansprach und mit ihm anstieß, und dann Kramer und Blume, am Schluß aber kam der Oberst und sagte, lächelnd mit dem Finger drohend:

„Sie wissen ja, Herr Major, über die Sache soll ewig Stillschweigen gewahrt werden, und deshalb hatte Hoheit Sie auf meinen Bericht hin unter Beförderung zum Major zu seinem persönlichen Adjutanten gemacht. Hoheit hat die Sache aufgefaßt, wie es nicht anders bei seiner gewohnten Güte und Menschenfreundlichkeit zu erwarten war; und nun lassen Sie uns, lieber Kamerad, noch eine Flasche leeren auf Ihr ferneres Wohlergehen, und lassen Sie mich dem Bedauern Ausdruck geben, daß wir Sie aus dem Regiment scheiden sehen, aber Hoheit meint, es wäre besser, daß Sie nach der Angelegenheit nicht länger im Frontdienst blieben. Vergessen Sie nicht, unser Geheimniß hat nur drei Mitwisser: Hoheit, Sie und meine Wenigkeit, und es darf nie verrathen werden. Und nun nehmen Sie Ihr Glas und lassen Sie uns in erster Reihe anstoßen auf das Wohl des Landesherrn, der im rechten Augenblick auch ein Opfer anerkennt, das ein braver Mann für andere Leute bringt, weil es ihm sein Herz befiehlt."

Ende.

Trägerkarawane in Deutsch-Ostafrika. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Das königliche Residenzschloß in Dresden.

(Mit Bild auf Seite 337.)

König Albert von Sachsen, der am 29. Oktober sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiert, residirt für gewöhnlich in dem königlichen Schloß zu Dresden, von dem wir auf S. 337 eine Ansicht bringen. Dieses umfangreiche, aber unregelmäßige Gebäude, das 1534 von Herzog Georg angelegt und seitdem mehrmals erweitert wurde, erhebt sich in der Nähe der Dresdener alten oder Augustusbrücke hinter der katholischen Hofkirche. Seit 1889 ist das Schloß in seinem Aeußeren auf stattliche Weise erneuert und abermals durch Um- und Anbauten erweitert worden. Unser Bild gibt eine Ansicht des Schlosses von Südwesten, von wo gesehen es besonders imposant vor dem Beschauer liegt. Die Hauptwestfront wird überragt von dem 101 Meter hohen Schloßthurm; links von ihm schaut die höchste Spitze des Thurmes der katholischen Hofkirche über das Schloßdach hinüber. Im Vordergrund auf dem Taschenbergplatz steht der bronzene Wettin-Obelisk von Schilling und Gräbner „Zur Erinnerung an die Jubelfeier achthundertjähriger Herrschaft des Fürstenhauses Wettin 1889".

Eine Trägerkarawane in Deutsch-Ostafrika.

(Mit Bild.)

Von der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe müssen häufig Expeditionen in das Innere, zur Bestrafung aufrührerischer Stämme u. s. w., ausgeführt werden, die immer mit großen Schwierigkeiten verbunden sind. Einen großen Uebelstand bildet schon der Troß, den eine solche Expeditionstruppe mit sich führen muß, und der aus Trägern besteht, die eine ganze Karawane für sich bilden (siehe obenstehendes Bild). Es sind Eingeborene von der Küste oder etwas weiter aus dem Inneren, die durch langjährige Berührung mit den Arabern und ihre Beschäftigung als Träger bei den Karawanen vollständig verkommen und hauptsächlich auf Diebstahl und Faullenzen bedacht sind. Bei der geringsten Gefahr werfen sie die Last weg und flüchten; wenn nicht scharf Acht gegeben wird, desertiren allnächtlich einige von ihnen. Ohne Träger aber ist nichts zu machen.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Uebermuth. Nach einem Gemälde von E. Rau. (S. 342)

Uebermuth.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Das Sprichwort sagt: „Was sich liebt, das neckt sich", und auch bei den beiden jungen Gebirglern, die unser Bild auf S. 341 (nach einem Gemälde von E. Rau) so übermüthig lustig darstellt, ist die Liebe offenbar betheiligt. Jetzt hält der Bursche nur den Knäuel Strickgarn fest, so daß die hübsche Marie die Nadel nicht fertig stricken kann. Später wird er die Hand des Mädchens halten und eine ernsthafte Frage an Marie richten, auf deren Beantwortung er mit Bangen und Zagen wartet. Vielleicht ist dieser Faden vom Burschen zum Mädchen ein Sinnbild der zarten Beziehungen, die sich jetzt im übermüthigen Spiel und Spaß vorerst zwischen ihnen knüpfen. Manches Neigen vom Herzen zum Herzen hat so seinen Anfang genommen.

Auf dem Rothen Stein.

Eine Geschichte aus den Bergen.

Von **Rudolph Kleinecke.**

(Nachdruck verboten.)

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Weber-Martl „entdeckt" wurde. Er stand damals als armseliger Jungknecht in des Kogelbauern Diensten und war zufrieden, wenn er genügend Tabak hatte und sich ein paar Kreuzer erübrigen konnte, um es Sonntags im Wirthshaus beim Karteln und Trinken den anderen Burschen gleichzuthun. Seither aber ist mit dem Martl eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Er ist längst nicht mehr Jungknecht, hat Geld wie Heu und ist nebstbei ein berühmter Mann geworden. Und das kam so.

Eines schönen Tages stieg er gegen die Muhralm an, behaglich sein stinkendes Kraut schmauchend und recht zufrieden mit sich und der Welt. Der Bauer hatte ihn auf die Alm geschickt, der schwarzbraunen Kalbin, die sich durch einen unbedachtsamen Sprung den Fuß ausgerenkt hatte, das lahme Bein wieder einzurenken. Am G'scheid überholt er zwei Herren, die denselben Weg machen. Ob er Bescheid hier herum wisse, fragen sie ihn.

„Wohl, wohl," meint er, „kenn' eh' jed's Stückl Vieh und jede Schwaigerin da aus."

Aber in den Bergen? Wie's da damit stände? Ob er sie auf den „Rothen Stein" führen könne?

Jetzt nimmt der Martl die Pfeife aus dem Mund. „Auf'n Rothen Stein? Da is noch Niemand nit oben g'wesen."

Die Herren lachen. „Eben deswegen wollen wir hinauf." Und nach einigem Hin- und Wiederreden ist's abgemacht, der Martl wird sie begleiten. Er nimmt ihnen die Rucksäcke ab und ladet sie sich selber auf, und so steigen sie weiter bis zur Alm.

Der Kalbin ist der verstauchte Fuß rasch eingerichtet, das Frühstück auch bald eingenommen, und so geht's denn weiter gegen den Rothen Stein. Schon während der Rast auf der Alm haben ihn die Herren mit ihren Feldstechern abgesucht, als wenn hinter jedem Felsblock eine Gams stände, nun disputiren sie eifrig hin und her, bis sie sich nach langer hitziger Debatte endlich einigen: da durch den Kamin müssen sie hinauf, dann auf dem schmalen Bande ein wenig nach rechts traversiren, durch die Wände den Grat zu erreichen suchen und auf diesem fort bis zur Spitze.

Der Martl hört ihnen aufmerksam zu. Als sie ihn aber fragen, was er dazu meine, schüttelt er blos den Kopf und schlägt ihnen einen anderen Aufstieg vor. Selbstredend wird er sofort überstimmt, sein Vorschlag als unmöglich bezeichnet, und die Herren steigen im Kamin hinauf, traversiren nach rechts, wie sie sich's vorgenommen, und stehen nach Verlauf zweier Stunden abgehetzt an den Wänden und müssen sich gestehen, daß Martl Recht gehabt, daß es von dieser Seite unmöglich ist, hinaufzukommen.

Nun überlassen sie sich willig seiner Führung. Er traversirt ein tüchtiges Stück nach der anderen Seite, nützt jedes Grasband, jeden Kamin zum Aufstieg, sichert die nachkletternden Herren an den schwierigsten Stellen mittelst des Seiles, und nach zwei weiteren Stunden einer schwierigen Kletterarbeit stehen die Drei auf dem Gipfel des bisher als unersteigbar gegoltenen Rothen Steins und jauchzen siegesfreudig hinaus in's weite Bergland.

Diese eine Fahrt hatte den Martl in Bergsteigerkreisen bekannt gemacht. Sein Name ging als der eines schneidigen und dabei besonnenen Bergführers durch alle touristischen Blätter, und von Jahr zu Jahr mehrten sich die Besucher des Rothen Steins, und Alle wollten nur den Martl zum Führer haben. So verließ er denn den Dienst beim Kogelbauern, machte den Bergführerkurs durch und verdiente als autorisirter Führer ein schönes Geld. Sparsam, wie er war, brachte er nach einigen Jahren das kleine Häuschen des verstorbenen Schneidernazi an sich und war somit ein gemachter Mann.

Schade nur, daß mit der Veränderung seiner pekuniären Verhältnisse auch mit ihm selbst eine starke Veränderung vorgegangen war, aber gar nicht zu seinen Gunsten. Aus dem bescheidenen Jungknecht von einst war ein hochfahrender Geselle geworden, der sich nicht wenig auf seine „Berühmtheit" zugute that, der gerne mit seinen vornehmen Bekanntschaften prahlte und es die Bauern seines Heimathdörfchens fast als eine Herablassung empfinden ließ, wenn er noch mit ihnen verkehrte.

Die Cilli, die einst mit ihm beim Kogelbauern gedient hatte und die jetzt, seit dem Aufschwunge des Fremdenverkehrs, die bequemere und einträglichere Stellung einer Kellnerin im Postwirthshause bekleidete, hatte deswegen manchen Strauß mit ihm auszufechten. Ihr wollte es am wenigsten von Allen passen, daß der Bursche nun den großen Herrn spielen wollte und sich gerne in Stichelreden erging, wobei ihm die gar nicht mundfaule Dirne zwar nichts schuldig blieb, die sie aber um so mehr ärgerten und schmerzten, als zwischen den Beiden seit Langem eine stille Neigung bestand, die, wenn auch nicht unbewußt, so doch unausgesprochen des lösenden Wortes harrte, das Keines der Beiden zu finden wußte. Im Gegentheil! Statt zärtlicher Liebesbetheuerungen nichts als Stichelreden, statt liebevollen Sichaneinanderschmiegens ein trotziges Voneinandergehen. Und waren sie dann allein, so saß die Cilli manche Stunde der Nacht weinend auf ihrem Bette, und der Martl streifte manche Stunde ruhelos in den Bergen herum, sinnend, wie er sich die spröde Dirne wohl gewinnen könne.

Er hielt diesen Zustand nicht länger aus. Der Winter war in's Land gezogen, somit bot ihm sein Beruf keine Beschäftigung mehr, und auch in dem bescheidenen Anwesen, das er sein eigen nannte, gab's wenig genug zu thun. Da empfand er denn die Vereinsamung mehr und mehr, bis sie sich zur Unerträglichkeit steigerte, und er schließlich eines frostigen Wintertages seine Schritte entschlossen dem Wirthshause zulenkte, um Cilli aufzusuchen und der Sache ein Ende zu machen.

Kaum daß er aber in der dämmerigen Stube saß, so war die ganze schöne Rede, die er sich in Gedanken zurecht gelegt, vergessen, und das alte Lied begann von Neuem. Ein Stichelwort her, ein schärferes zurück, und in ein paar Minuten ein muthwillig und unnütz heraufbeschworener Zank, bis endlich Cilli, vor Zorn und Aerger weinend, aus dem Zimmer eilte.

Nun saß er da, rathlos und bestürzt, und wußte nicht, was anfangen. Eine Weile starrte er, jedes Gedankens unfähig, in das Weinglas vor sich, dann kam's über ihn wie ein verhaltenes Weh, wie Zorn und Liebe zugleich, und ohne daß er eigentlich wußte, was er wolle, stürzte er dem Mädchen nach.

Da stand sie im Flur und weinte noch immer. Klopfenden Herzens trat er auf sie zu. „Cilli, sei nit bös, es war nit so g'meint —"

Beharrliches Stillschweigen, nur stärkeres Weinen als Antwort.

Nun wußte er's — jetzt oder nie! Und entschlossen sprach er weiter: „Schau, Cilli, seit wir beim Kogelbauern zusammen sind gewesen, mag ich Dich leiden wie keine Andere, — und daß ich's grad' heraussag', ich will Dich haben als mein Weib. Cilli, wein' nit und sag' mir, ob D' mich magst, ob D' mich leiden kannst!"

Wie ein Schauer lief es ihr bei diesen Worten über den Leib, aber ihre Stimme klang rauh und hart, als sie sprach: „Nein, ich mag Dich nit, ich mag Keinen, der mich nur so aus Gnad' und Barmherzigkeit nimmt oder aus Hochmuth, daß er mir dann alle Tag' kunnt sagen: Was warst denn Du? Eine arme Kellnerin! Und wer hat Dich denn g'macht zur Bäuerin? Ich! — Nein, ich mag Dich nit, geh' fort und laß mich in Ruh!"

Martl rang nach Luft. Er suchte nach Worten und fand nur das eine: „Cilli, Cilli!" Aber das Mädchen hatte sich abgewandt und schien gar nicht mehr auf ihn zu hören.

Da öffnete sich die Thür, und zwei über und über mit Schnee bedeckte Touristen traten ein. Hastig fuhr sich Cilli mit der Hand über das verweinte Gesicht und ging, die Fremden zu bedienen, während Martl in die Gaststube zurückkehrte und sich schweigend zu seinem Glase setzte.

Er blieb aber nicht lange seinen Gedanken überlassen, die Herren fragten nach den Schneeverhältnissen im Gebirge, nach der Gangbarkeit der Wege, und ob ein Führer zu haben wäre zu einer Besteigung des Rothen Steines.

Der Martl schaute verwundert drein. Auf den Rothen Stein? Jetzt im Winter? Das sei unmöglich.

Aber der eine der Herren belehrte ihn, im Winter sei mancher Anstieg sicherer und sogar bequemer als im Sommer, und wenn sie nur den Martl, von dessen Schneidigkeit sie schon so viel gehört und gelesen, treffen könnten, so würde es schon möglich sein. Der Martl würde sie gewiß führen.

Geschmeichelt strich sich der Angeredete den Bart, sagte aber doch: „Der Martl führt Sie nit, meine Herren, der kennt den Rothen Stein zu genau. 's ist im Sommer kein Spaß, hinaufz'kommen, und jetzt schon gar im Winter und besonders bei dem Neuschnee. Wer das riskirt, soll nur gleich seine Rechnung mit der Welt in Ordnung bringen, 's wär' leicht möglich, daß 's sonst zu spät wär'!"

„Ach was," murrte der eine der Herren, „sind wir bei dem Schnee bis daher gekommen, so kehren wir jetzt nimmer um, ohne es wenigstens versucht zu haben. Das wäre ein schönes Gespötte, wenn man erführe, daß wir uns durch die ängstlichen Worte des Erstbesten hätten zurückschrecken lassen. Schafft uns den Martl her, und wir wagen's. Sonst gehen wir allein!"

Indessen war die Cilli wieder in's Zimmer getreten und hatte den Herren den Wein vorgesetzt, ohne dabei den Martl auch nur eines Blickes zu würdigen. Es krampfte ihm das Herz zusammen, als er sie wieder so still, wie sie gekommen war, aus dem Zimmer schreiten sah, er sprang auf und faßte sie hart am Arm.

„Cilli," keuchte er, „nit geh'n wir so auseinand'! Ich frag' Dich noch einmal: Magst mich oder magst mich nit?"

Sie aber riß sich los und sagte heftig: „Druck mir nit mein' Arm und laß mich steh'n. Ich brauch' Dich nit."

Auf das hin kehrte Martl kreidebleich in's Zimmer zurück, stürzte seinen Wein auf einen

Zug hinunter und wandte sich an die beiden Bergsteiger. „Wenn's Ihnen recht ist, meine Herren, so können wir in einer Stunde gehen. Allein kommen Sie doch nicht auf den Rothen Stein und noch weniger wieder zurück; aber der Martl geht schon mit, der Martl bin ich selber."

Freudig schlugen die Hochtouristen in die dargebotene Hand ein, in wenig Worten war Alles besprochen und abgemacht, und eine Stunde später wanderten die Drei aus dem Dorfe hinaus, der Muhralm zu.

So lange der Weg noch durch den dichten Forst führte, ging's verhältnißmäßig leicht bergan, als sie aber auf den Almboden kamen, begann ein beschwerliches Waten durch den massenhaft angehäuften Schnee, in den sie bei jedem Schritt bis zu den Hüften einsanken, und so waren sie recht ermüdet und abgehetzt, als sie endlich bei den Almhütten anlangten. Sie selber hätten dieselben wohl kaum entdeckt. Ein paar riesige, unförmliche Schneehaufen lagen da auf dem Almboden zerstreut, das war aber auch Alles. Von den Hütten keine Spur.

Ohne die Zeit mit Erklärungen zu verlieren, ging Martl auf einen der Schneehaufen zu und begann mit der mitgebrachten Schaufel, über die sich die Herren beim Ausmarsch noch lustig gemacht hatten, einen Gang in den Schnee zu graben. Er wühlte sich immer tiefer in die weiße Masse, bis nach einer halben Stunde die Thür einer der vollständig eingeschneiten Hütten freigelegt war, und die drei Wanderer das schützende Obdach für die Nacht beziehen konnten.

Es war ganz behaglich in dem kleinen Raume, und als die Drei erst beim flackernden Herdfeuer saßen und sich die mitgebrachten Lebensmittel schmecken ließen, wußten die beiden Herren dem Martl nicht genug Dank, daß er sich doch hatte bewegen lassen, sie zu führen, denn erst jetzt sahen sie, in welch' gefährliche Lage sie sich muthwillig begeben hätten, wären sie allein da heraufgekommen. Möglich, ja wahrscheinlich sogar, daß sie dann an den vollständig eingeschneiten Hütten achtlos vorübergegangen wären, und ein Biwak in dieser Schneewüste, zu dieser Jahreszeit hätte von den schwersten Folgen begleitet sein können.

Frühzeitig wurde das Heulager aufgesucht in Rücksicht auf die morgen zu erwartenden Strapazen. Nur der Martl blieb noch, seine Pfeife rauchend, beim Feuer sitzen. Für ihn war's heute doch mit dem Schlafen nichts, quälende Gedanken zermarterten sein Gehirn, und während er durch das kleine Fensterchen der Thür in die schweigsame Winternacht hinausstarrte, dachte er der längst vergangenen frohen Feierabende, die er mit Cilli vor dem Kogelbauernhofe verplaudert hatte, und kam schließlich immer und immer wieder auf die abweisenden Worte zurück, die das Mädchen heute zu ihm gesprochen hatte. Erst jetzt, wo er wußte, daß er sie nicht besitzen könne, fühlte er so ganz, wie theuer sie ihm war.

Es war eine lange, qualvolle Nacht für den armen Martl, und erleichtert seufzte er auf, als es sich endlich im Osten zu erhellen begann, und er die Herren nun wecken konnte, um die Bergfahrt fortzusetzen. In kurzer Zeit waren sie marschbereit, auf dem Herde war inzwischen eine Tasse warmen Thees gekocht und getrunken, und nun brachen sie auf, dem Gipfel des Rothen Steines zu.

Das Gehen war heute ungleich leichter als am Vortage, es hatte in der Nacht stark gefroren, und der Schnee trug gut, so daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Stück Weges bis zum Einstieg in den Kamin zurücklegen konnten. Dann freilich mußten die Steigeisen her, da die steilen Hänge wenig Halt boten, und an mancher Stelle mußte der voranschreitende Martl den Eispickel in Thätigkeit setzen und mit scharfen Schlägen Stufe für Stufe in die steile Eiswand schlagen, um das Hinaufkommen zu ermöglichen. Schwieriger noch gestalteten sich die Kletterstellen auf den Felsen, denn das Gestein war mit einer Kruste dünnen Eises überzogen, Eispickel wie Steigeisen halfen da nichts, und die erstarrten Finger hatten schwere Mühe, auf der kalten, glatten Fläche Halt zu finden. Aber Martl, der sich gleich beim Beginn des Anstieges mit seinen zwei Schutzbefohlenen zusammengeseilt hatte, war nun ganz in seinem Elemente und erwies sich in Wahrheit als der geschickte, sorgsame Führer, als der er seit Jahren in den alpinen Kreisen gepriesen wurde. Ein aufmunterndes Wort, ein Hinweis auf den besten Griff oder Tritt, eine kleine Nachhilfe mit dem Seil — so brachte er die Beiden nach schweren Mühen hinauf, immer höher und höher, bis sie endlich auf dem kleinen Plateau standen, aus dem sich die Gipfelpyramide steil und stolz gen Himmel hob. Wenige hundert Schritte noch und sie standen am Ziel: zur Winterszeit auf dem berühmten Rothen Stein!

Aber Martl machte auf dem Plateau Halt und sagte lakonisch: „So, weiter geh'n wir nit."

Die beiden Bergsteiger schauten ihn verwundert an. Jetzt, wo sie das Aergste überwunden hatten, umkehren? Das war ihrer Meinung nach einfach lächerlich, trotzdem ihnen Martl den Grund klarlegte, warum er nicht weiter gehen wolle: der Hang sei voll Neuschnee, und wenn der an dieser Stelle in's Rutschen käme, so seien sie unrettbar verloren.

Aber alle Vernunftgründe halfen nichts. Sei es bis jetzt gut gegangen, so werde es diese kurze Strecke auch noch gehen, meinten die Herren und boten ihre ganze Ueberredungskunst auf, stellten dem Martl noch einen höheren Führerlohn in Aussicht, als abgemacht worden — umsonst, Martl wollte nicht.

„Nun, wenn er sich fürchtet, so soll er da bleiben, und wir versuchen's allein," brauste endlich einer der Herren auf und schickte sich an, das Seil zu lösen.

Da hatte er aber Martl's wunden Punkt getroffen. Er sich fürchten? Nein, das gab's nicht, und jetzt mußte er ihnen schon beweisen, daß der Martl das Fürchten nicht kennt. Entschlossen drehte er sich um und strebte dem letzten, furchtbar steilen Schneehange zu.

Aber noch einmal blieb er stehen. „Haben die Herren nicht Weib und Kinder zu Haus?" fragte er. „Denen sollten Sie's nit anthun, 's kunnt leicht schlimm werden!"

Als ihm jedoch nur ein spöttisches Lachen zur Antwort ward, sprach er nichts weiter, sondern begann den gefahrvollen Aufstieg.

Langsam, sehr langsam kamen sie höher. Schon standen sie ganz nahe dem Gipfel, als Martl plötzlich den Schnee unter seinen Füßen sich bewegen fühlte. „Festhalten!" schrie er, aber ehe er selbst noch Zeit fand, den Pickel einzuschlagen, wirbelte es um ihn in Millionen Flocken und Splittern, die ganze Bergbreite schien lebendig geworden zu sein, und unaufhaltsam, pfeilgeschwind toste die Lawine den Hang hinab. Einen Ruck noch fühlte er, es war das Seil, das während des Sturzes riß, dann war es Nacht um ihn, er fühlte, sah und hörte nichts mehr und lag bewußtlos, mit gebrochenen Gliedern, halb im Schnee vergraben, auf dem Plateau unterhalb der Spitze.

In einer Sekunde war Alles vorüber, und zitternd hingen die wie durch ein Wunder geretteten Touristen auf dem durch die Lawine ganz glatt gefegten Eishang. Zitternd an allen Gliedern stiegen sie mühselig und ängstlich nieder und standen erschüttert vor dem scheinbar leblosen Martl. Ohne ein Wort zu reden, gruben sie ihn aus dem Schnee, rieben ihm Stirn und Schläfen mit dem Branntwein aus der Feldflasche und lauschten auf ein Lebenszeichen.

Bald kam er wieder zur Besinnung, aber er war unfähig, einen Schritt zu gehen. Wie sollten sie ihn über die Wände und Felsen, über die steilen Schneehalden zu Thale schaffen, sie, die nach dem überstandenen Schrecken selbst der Unterstützung bedurften? Und bis der Eine von ihnen in's Thal und mit Hilfe wieder zurückkam, mußte es Abend werden, so daß der Hilflose mindestens eine Nacht hier zubringen mußte.

Es war aber der einzige Ausweg. Wenigstens konnten Tücher und Decken heraufgeschafft werden, um ihn vor dem Erfrieren zu schützen, und so machte sich denn der Eine schweren Herzens zum Aufbruche bereit, während der Andere bei dem Verunglückten zurückbleiben wollte, um ihm unterdessen alle nur möglichen Hilfeleistungen bieten zu können.

Es war ein schwerer Abstieg, allein durch die vereisten Felsen und über die steilen Schneehänge, und der einsame Wanderer sah erst jetzt, wie viel sie beim Aufstiege dem wackeren Führer zu danken gehabt hatten. Und der Brave lag nun oben im Schnee mit zerschmetterten Gliedern, fiebernd trotz der Kälte, hilflos, vielleicht dem Tode geweiht durch ihre Schuld!

Der Mann, der da über die Felsen zu Thale hastete, achtete nicht der Gefahr, in die er sich durch solch' unvorsichtig schnelles Klettern und Gehen brachte, der einzige Gedanke, den er fassen konnte und der bleischwer auf ihm lastete, trieb ihn, ob auch die Kräfte schier versagen wollten, zu immer erneuter Eile, der eine fürchterliche Gedanke: Wird die Hilfe nicht zu spät kommen?

Er wußte selbst nicht, wie es ihm möglich gewesen war, in so kurzer Zeit den Abstieg zu vollführen, er fühlte es nur wie das Erwachen aus einem beängstigenden, qualvollen Traume, als er endlich den ebenen Boden der Muhralm unter den Füßen hatte und von Weitem eine Anzahl Männer gegen die Alm heraufkommen sah. „Hilfe, Hilfe!" schrie er, so laut er konnte, und eilte mit dem Aufgebot der letzten Kraft den Ankommenden entgegen.

Mit wenigen hastigen Worten war Alles erzählt, und zum Tode erschöpft blieb der Tourist in der Almhütte zurück, während die Männer, so rasch es die Bodenverhältnisse erlaubten, dem Rothen Steine zustrebten.

Aber so sehr sie sich auch eilten, immer war es doch nicht schnell genug, sie hätten sich Flügel gewünscht, um nur schon oben zu sein, um nur schon Gewißheit zu haben, daß es nicht zu spät sei. Cilli war es, die Allen voranschritt, unermüdlicher als der Kräftigste unter ihnen, sie war es auch gewesen, die am frühen Morgen Alles aufgeboten hatte, um die Leute zu bewegen, den Bergsteigern nachzugehen, da es wie die Ahnung eines kommenden Unglücks auf ihr gelegen hatte.

Gleich nachdem sie den werbenden Martl am Vortage abgewiesen hatte, bereute sie auch das gesprochene harte Wort. Und als dann, während oben im Gebirge die klarste Sternennacht ihre Zauber wob, im Thale eine Unmasse Schnee niederwirbelte, da kam eine unsägliche Angst über sie, daß der Martl nun in größter Gefahr sei, und daß sie es gewesen sei, die ihn durch ihren Trotz in's Verderben getrieben hatte. Sie konnte kaum den Morgen erwarten, und als es endlich zu tagen begann, weckte sie die Leute und veranlaßte sie, den Gefährdeten Hilfe zu bringen.

Die wackeren Bergbauern ließen sich nicht lange bitten. Waren ihrer Ueberzeugung nach doch nur zwei Umstände möglich, daß nämlich das Unwetter die Wanderer entweder noch auf dem Wege überrascht hatte, oder daß sie in einer der Almhütten eingeschneit, abgeschnitten von aller Welt, säßen. Und so hatten sie sich auf den Weg gemacht, um den Verunglückten Rettung zu bringen. Daß die Sache so ausgefallen wäre, wie ihnen der Herr eben geschildert, daran hätte Keiner gedacht, und wortlos stiegen sie bergan, bis sie endlich das Plateau erreicht hatten, wo

Martl bereits in wilden Fieberphantasien lag und Alles willenlos mit sich geschehen ließ.

„Er lebt!“ hatte Cilli leise vor sich hin gesprochen, als sie seiner ansichtig ward, dann hatte sie ihn mit warmen Decken umhüllt, die Männer luden ihn auf, und unter unsäglichen Schwierigkeiten begann man den Hilflosen hinabzuschaffen.

— — — — — — — — — — —

Der Arzt hatte eben das Zimmer des Verunglückten verlassen, und auch die Nachbarn und Freunde waren heimgegangen, da sie hier, nachdem der gebrochene Fuß eingerichtet und der zerschlagene Kopf verbunden war, doch nichts mehr helfen konnten. Cilli war allein bei ihm zurückgeblieben, sie wollte die Wirthschaft des Kranken versehen und ihn pflegen, bis er wieder gesund sein würde und dann — nun, dann würde sich schon Alles finden. — Der Arzt hatte strenge Ruhe für den Leidenden geboten, sie rührte sich auch nicht, stand mäuschenstill beim Fenster und blickte nach dem Bette, wo der Martl unbeweglich lag, und es war so stille in dem dämmerigen Gemach, daß sie das Klopfen ihres Herzens zu hören vermeinte.

Da regte es sich im Bette. „Cilli,“ klang es leise, kaum hörbar herüber. Auf den Zehenspitzen trat sie heran und fragte nach seinem Begehr.

„Cilli,“ sagte er matt, „ich dank' Dir, daß D' da bist 'blieben, aber geh' auch jetzt, geh' auch. Wenn D' mir ein Gefallen willst thun, so schick' mir die alt' Veverl vom Kreitbauern her, daß sie mir beisteht, aber Du geh' jetzt, Du geh' nur heim.“

Dem Mädchen standen die Thränen in den Augen, aber mit fester Stimme verwies sie ihn zur Ruhe. „Das Reden schad't Dir jetzt, hat der Doktor g'sagt, so sei ruhig und schlaf'. Ich bleib' da bei Dir.“

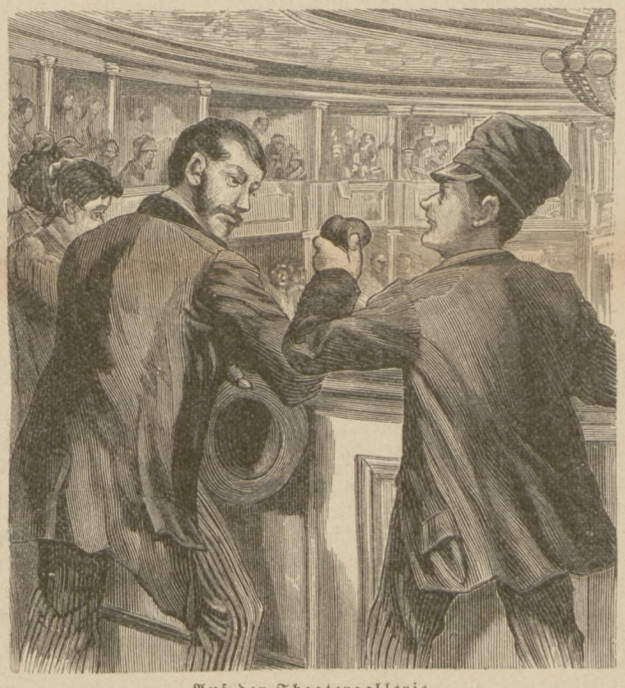
Aber er wollte nicht ruhig sein und wollte nicht schlafen. „Cilli,“ begann er wieder, „gestern war's ein Anderes. Da hab' ich Dich wollen, denn da war ich noch der Martl, der Führer Martl. Aber jetzt, jetzt bin ich ein Anderer, jetzt bin ich ein Krüppel, ein armer Hascher, der zu nichts mehr taugt auf der Welt. Gestern hast Du's g'sagt, heut' sag's ich — ich mag Keine, die mich so aus Gnad' und Barmherzigkeit nimmt.“

„Und magst auch Keine, die Dich nimmt, nur weil sie Dich gern hat wie kein' Zweiten auf der Welt?“

Humoristisches.

Moderne Schätzung.

Deine Verlobung ist zurückgegangen, und Du sagtest doch immer, Du hättest Deine Braut so hoch geschätzt?
— Zu hoch, mein Lieber, zu hoch!



Auf der Theatergallerie.

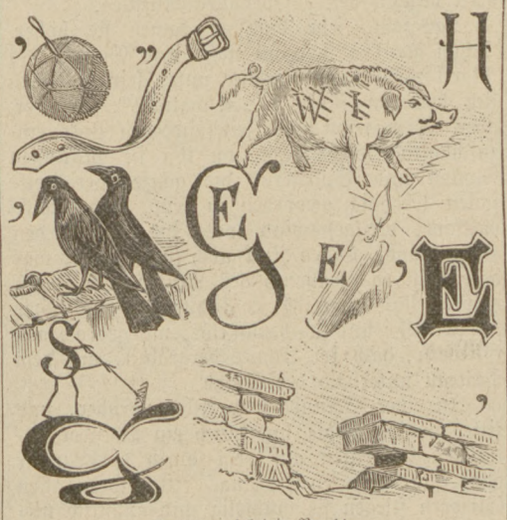
Hören Sie 'mal, erst werfen Sie mit faulem Obst nach dem Sänger, und jetzt klatschen Sie, daß er herauskommt; was soll das heißen?
— Ich hab' da noch 'n paar Aeppel.

Da klang's wie ein Jubelschrei durch das stille Zimmer, und die Hand des Kranken tastete nach den Händen, die ihm die Dirne entgegenstreckte, und hielt sie lange mit festem Druck umspannt. Und Cilli bog sich nieder zu dem Leidenden und drückte einen Kuß auf seinen Mund. Dann zog sie sanft ihre Hände aus der seinen und sagte: „Jetzt aber ruhig sein, Martl, und hübsch brav schlafen!“

Und lächelnd schloß er die Augen und schlief ein. — — — — — — — — — — —

Der Martl hat seinen Führerberuf nicht wieder ausgeübt. Wohl war der gebrochene Fuß in wenigen Wochen wieder heil, aber er taugte trotzdem nicht mehr recht zu so anstrengendem Dienste. Der Martl verwerthet nun seine anderen im Verkehr mit den Touristen erworbenen Kenntnisse; er sammelt Steine und seltene Alpenpflanzen und betreibt damit einen schwunghaften Handel, der ihm zwar keine Reichthümer einbringt, aber doch manches Stück Geld in's Haus schafft. Die paar hundert Gulden, welche die beiden Herren gleich nach der Rückkehr vom Rothen Stein beim Bürgermeister für den durch ihre Schuld Verunglückten hinterlegt hatten, sind ein Nothpfennig für alle Fälle. Nebstbei versieht er sein kleines Anwesen, und die Cilli, die schon längst sein Weib geworden, steht ihm als fleißige Helferin zur Seite.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 42:

Guter Muth ist halbe Arbeit.

Diamant-Räthsel.

D
D D E
E E E E E
E E E G G H H
H H H I I J L L
L L M N N N O
O O O O O
O R S
T

Die vorstehenden Buchstaben sind nach dem gleichen Muster und in der Weise zu ordnen, daß die wagerechten Reihen 1) einen Konsonanten, 2) ein Arzneimittel, 3) einen Vogel, 4) ein belgisches Seebad, 5) einen deutschen Staatsmann der Gegenwart, 6) eine hohe Zahl, 7) einen männlichen Vornamen, 8) einen Lebensbund, 9) einen Vokal bezeichnen, und daß die wagerechte und senkrechte Mittelreihe das Gleiche ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Homonym.

Als Fluß der Schweiz, als deutsches Land
Bin jedem Schulkind ich bekannt.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung von Nr. 42:

der zweisilbigen Charade: Beil, Eid, Beileid.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.